

Tangerine Dream

15. August 2026



Es gibt Bands, die Songs schreiben. Und es gibt Bands, die Räume öffnen. Tangerine Dream gehören eindeutig zur zweiten Kategorie. Seit ihrer Gründung 1967 durch Edgar Froese in West-Berlin steht die Band für eine Musik, die weniger erzählt, als dass sie leuchtet, pulsiert und sich wie Nebel über nächtliche Straßen legt.

Wer Tangerine Dream hört, hört nicht nur Synthesizer. Man hört Bewegung. Man hört das Summen einer Stadt kurz vor Sonnenaufgang, das Klicken imaginärer Maschinen, das langsame Erwachen einer Zukunft, die zugleich fremd und seltsam vertraut wirkt. Ihre Musik war prägend für die elektronische Musik und das Synthesizer-Rock-Umfeld.

Der Traum aus Berlin

Tangerine Dream entstanden in einer Zeit, in der Rockmusik laut, körperlich und oft gitarrengetrieben war. Doch Edgar Froese und seine wechselnden Mitstreiter suchten nach etwas anderem: nach Klangflächen, Sequenzen, Wiederholungen, nach Musik, die nicht auf den Refrain zusteuerte, sondern auf einen Horizont. AllMusic beschreibt die Berliner Gruppe als innovativ und hebt hervor, dass ihre Pionierarbeit mit Synthesizern und Sequencern zur Entwicklung von Ambient und Electronica beigetragen habe.

Vielleicht ist genau das der Zauber: Tangerine Dream klangen nie so, als wollten sie die Gegenwart dekorieren. Sie klangen, als würden sie sie verlassen.

„Phaedra“ und der Moment, in dem die Maschine träumte

1974 erschien „Phaedra“, ein Werk, das die offizielle Bandseite als prägend für die elektronische Musik beschreibt, unter anderem wegen des bahnbrechenden Einsatzes des Moog-Sequencers und seines experimentellen Geistes. 1 Dieses Album fühlt sich bis heute an wie ein Signal aus einer Parallelwelt. Nicht glatt, nicht gefällig, nicht bloß schön. Sondern suchend, vibrierend, manchmal kühl, manchmal fast mystisch.

Man kann „Phaedra“ hören wie eine Reise ohne Landkarte. Die Rhythmen wirken wie Lichter auf einer Autobahn, die Flächen wie Planetenringe, die Melodien wie Erinnerungen an etwas, das man nie erlebt hat. Genau darin liegt die Größe von Tangerine Dream: Ihre Musik erklärt sich nicht. Sie lässt Raum. Klangspuren im Kino und in der Popkultur

Tangerine Dream waren nie nur eine Album-Band. AllMusic ordnet sie auch den Bereichen Film Score, Ambient, Experimental Electronic, Art Rock und Kraut Rock zu. Ihre Musik besitzt eine filmische Qualität, selbst wenn kein Film läuft. Sie erzeugt Bilder, bevor man sie benennen kann: Neon, Asphalt, Regen, Glasfassaden, Sterne, endlose Korridore.

Darum passt ihre Ästhetik so gut zu Geschichten über Städte, Träume, Flucht, Geschwindigkeit und Unsicherheit. Tangerine Dream machten aus elektronischer Musik kein kaltes Labor, sondern ein emotionales Terrain. Der Traum geht weiter

Nach Edgar Froeses Tod im Jahr 2015 besteht Tangerine Dream laut offizieller Bandseite aus Thorsten Quaeschning, Hoshiko Yamane und Paul Frick. 1 Dass die Band weiterhin existiert, ist mehr als nostalgische Pflege eines Namens. Es fühlt sich an wie die Fortsetzung einer Methode: offen bleiben, improvisieren, Klang als lebendiges Material begreifen. Die offizielle Website beschreibt etwa neuere Sessions als Echtzeit-Kompositionen, darunter die Turin Session, die live beim Today's Festival in Turin aufgenommen wurde. Das passt wunderbar zu einer Band, deren größter Luxus immer die Gegenwart des Moments war.

Warum Tangerine Dream bleibt

Tangerine Dream bleiben, weil ihre Musik nicht altert wie Mode. Sie altert wie Licht auf alten Fotografien: Sie verändert sich mit uns. Was früher futuristisch klang, klingt heute manchmal melancholisch. Was einst experimentell war, wirkt inzwischen wie eine geheime Grundsprache vieler elektronischer Musikformen.

Ihre Sequencer waren nie nur Maschinen. Sie waren Pulsschläge. Ihre Synthesizer waren nie nur Geräte. Sie waren Fenster. Und Edgar Froeses Vision war nie bloß ein Stil, sondern eine Einladung: Höre tiefer. Geh weiter. Vertraue dem Klang.

Tangerine Dream sind keine Band, die man einfach „abhakt“. Man kehrt zu ihnen zurück, oft nachts, oft unterwegs, oft in Momenten, in denen die Welt etwas größer wirken soll. Dann beginnt wieder dieses Leuchten. Ein Ton. Ein Puls. Ein Traum aus Mandarinenlicht.

Und plötzlich ist man wieder dort, wo ihre Musik immer beginnt: irgendwo zwischen Berlin, dem Kosmos und dem eigenen Inneren.

Superramp

15. August 2026



Es gibt Bands, die klingen nach einer Epoche. Und es gibt Bands, die klingen nach einem Gefühl. Supertramp gehören zu dieser seltenen zweiten Kategorie. Ihre Musik ist nicht einfach nur Rock, Pop oder Artrock. Sie ist der Klang eines offenen Fensters an einem regnerischen Nachmittag, eines Zugabteils auf dem Weg ins Ungewisse, eines Gedankens, der plötzlich größer wird als der Alltag.

Supertramp entstanden aus einer ungewöhnlichen kreativen Spannung: Rick Davies brachte Jazz-, Blues- und Piano-Erdung mit, Roger Hodgson eine helle, fast schwebende Stimme und ein Gespür für melodische Sehnsucht. Gerade dieser Gegensatz wurde zum Kern der Band: rau und zart, intellektuell und eingängig, melancholisch und doch voller Licht. Die offizielle Bandseite beschreibt genau dieses Zusammenspiel als Balance zwischen Davies' urbaner Bodenhaftung und Hodgsons idealistischer Leichtigkeit.

Was Supertramp so besonders machte, war ihre Fähigkeit, Komplexität zugänglich klingen zu lassen. Ihre Songs konnten verschachtelt, kunstvoll arrangiert und voller musikalischer Wendungen sein, aber sie verloren nie den Kontakt zum Hörer. Ein Wurlitzer-Piano, ein Saxofon, eine unverwechselbare Stimme, ein Refrain, der sich nicht aufdrängt, sondern einnistet: Daraus wurde ein Sound, den man nach wenigen Sekunden erkennt. Der große Durchbruch kam mit „Crime of the Century“ im Jahr 1974, einem Album, das Supertramp als Band mit eigener Handschrift etablierte. Später folgten Werke wie „Even in the Quietest Moments...“ und schließlich „Breakfast in America“, jenes Album von 1979, das weltweit ein Phänomen wurde und laut offizieller Bandseite über 18 Millionen Mal verkauft wurde. Doch Zahlen erklären nur wenig. Sie zeigen Erfolg, aber nicht den Zauber. Der Zauber liegt woanders.

Er liegt in der Art, wie Supertramp große Fragen in scheinbar leichte Songs packten. Bildung, Entfremdung, Sehnsucht, Fernweh, Zweifel, Freiheit: Themen, die schnell schwer werden könnten, erscheinen bei ihnen in Melodien, die man mitsummen möchte. Ihre Musik hatte immer etwas Doppelbödiges. Sie lächelte, während sie nachdachte. Sie tanzte, während sie zweifelte.

Vielleicht ist genau das der Grund, warum Supertramp bis heute so lebendig wirken. Sie waren nie nur eine Band für Plattensammler oder Radiostationen. Sie waren Begleiter. Für Jugendliche, die zum ersten Mal spürten, dass die Welt komplizierter ist als versprochen. Für Erwachsene, die sich fragten,

wohin der eigene Weg eigentlich führt. Für alle, die in einem Song nicht nur Unterhaltung suchen, sondern ein Echo.

Supertramp schufen Musik, die gleichzeitig exzentrisch und vertraut war. Die Bandseite fasst ihr Vermächtnis als eine Mischung aus intelligenten und dennoch zugänglichen Songs zusammen, die aus musikalischen Gegensätzen etwas Dauerhaftes formte. Genau darin liegt ihre Größe: Sie mussten nie laut behaupten, bedeutend zu sein. Ihre Bedeutung entstand aus dem Wiederhören.

Man legt einen Song auf, und plötzlich ist sie wieder da: diese Mischung aus Melancholie und Zuversicht. Dieses Gefühl, dass man nicht der Einzige ist, der sich wundert. Nicht der Einzige, der sucht. Nicht der Einzige, der manchmal lieber den langen Weg nach Hause nimmt, weil unterwegs mehr Wahrheit liegt als am Ziel.

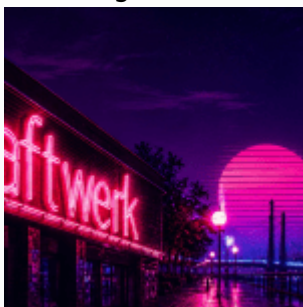
Supertramp haben uns keine einfachen Antworten gegeben. Sie haben uns etwas Besseres gegeben: Musik, in der Fragen schön klingen dürfen.

Und vielleicht ist das das schönste Geschenk, das man ihnen machen kann: weiter zuzuhören. Nicht nur den Hits, nicht nur den bekannten Momenten, sondern auch den leisen Zwischentönen. Denn Supertramp waren immer mehr als die Summe ihrer großen Songs. Sie waren eine Einladung, genauer hinzuhören. Auf Musik. Auf die Welt. Auf sich selbst.

Supertramp bleiben eine dieser Bands, die man nicht einfach erinnert. Man kehrt zu ihnen zurück. Immer wieder.

Kraftwerk

15. August 2026



Es gibt Bands, die Hits schreiben. Es gibt Bands, die Stile prägen. Und dann gibt es Kraftwerk: eine Gruppe, die nicht einfach elektronische Musik machte, sondern eine neue Vorstellung davon entwarf, wie Pop klingen, aussehen und denken kann.

Gegründet wurde Kraftwerk 1970 in Düsseldorf von Ralf Hütter und Florian Schneider. Aus der westdeutschen Experimentalszene heraus entwickelten sie eine Ästhetik, die Synthesizer, Drum Machines, Vocoder, minimalistische Rhythmen und einen kühlen, fast architektonischen Sinn für Form miteinander verband. Damit begann etwas, das später weit über Deutschland

hinausstrahlen sollte.

Die Stadt als Maschine, die Maschine als Poesie

Kraftwerk klangen nie wie klassische Rockstars. Sie wirkten eher wie Ingenieure einer unsichtbaren Zukunft. Statt Gitarrengewitter gab es Impulse, Sequenzen, Signale. Statt Pathos gab es Präzision. Statt Bühnenekstase standen da Menschen hinter Pulten, beinahe reglos, während sich vor dem Publikum eine Welt aus Bewegung, Daten, Verkehr, Energie und Technik öffnete.

Das Faszinierende daran: Diese Musik war nie kalt im Sinne von leer. Sie war reduziert, aber nicht gefühllos. Hinter der scheinbaren Strenge lag eine stille Romantik. Kraftwerk hörten die Moderne nicht als Lärm, sondern als Melodie. Autobahnen, Züge, Radios, Computer und Roboter wurden bei ihnen nicht zu bloßen Themen, sondern zu Figuren einer neuen Popmythologie. Mit Alben wie „Autobahn“, „Trans-Europe Express“, „The Man-Machine“ und „Computer World“ entwickelte die Band ihren oft als „Robot Pop“ beschriebenen Stil aus elektronischer Klanggestaltung, Popmelodien, sparsamen Arrangements und repetitiven Rhythmen.

Warum Kraftwerk bis heute modern klingt

Viele Musik altert, weil sie an den Klang ihrer Zeit gebunden bleibt.

Kraftwerk dagegen klingt bis heute erstaunlich gegenwärtig. Vielleicht, weil sie weniger versuchten, Trends zu bedienen, als eine eigene Welt zu bauen.

Ihre Musik wirkt wie ein Schaltplan, aber einer mit Seele. Jeder Ton sitzt an seinem Platz. Jeder Beat scheint programmiert und doch menschlich. Man hört darin die Faszination für Technik, aber auch eine leise Frage: Was geschieht mit uns, wenn Maschinen unsere Umgebung prägen? Werden wir freier? Präziser? Einsamer? Oder einfach nur anders?

Gerade deshalb wirkt Kraftwerk heute nicht nostalgisch. Ihre Themen sind längst Alltag geworden: Datenströme, digitale Identität, Automatisierung, vernetzte Systeme. Was einst futuristisch klang, ist heute

Hintergrundrauschen unseres Lebens.

Der Einfluss einer leisen Revolution

Kraftwerks Wirkung reicht weit über Elektropop hinaus. Die Band beeinflusste laut Rock & Roll Hall of Fame die Grundlage moderner elektronischer Musik; 2021 wurde Kraftwerk dort in der Kategorie „Musical Influence“ aufgenommen. Auch die Recording Academy würdigte Kraftwerk 2014 mit einem Lifetime Achievement Award und bezeichnete die Gruppe als bahnbrechende elektronische Popband aus Deutschland.

Dass eine Band aus Düsseldorf Spuren in Synthpop, Hip-Hop, Techno, House, Industrial, New Wave und Pop hinterlassen konnte, ist mehr als Musikgeschichte. Es ist ein Beispiel dafür, wie radikal eine Idee sein kann, wenn sie konsequent verfolgt wird.

Kraftwerk mussten nicht laut sein, um revolutionär zu wirken. Sie mussten nicht posieren, um ikonisch zu werden. Sie mussten nicht erklären, warum

die Zukunft wichtig ist. Sie ließen sie einfach klingen.

Mensch, Maschine, Mythos

Vielleicht ist das größte Vermächtnis von Kraftwerk nicht ein bestimmter Song, ein bestimmtes Album oder eine bestimmte Klangfarbe. Vielleicht ist es die Haltung: die Bereitschaft, Popmusik als Konzeptkunst zu denken, Klang als Design, Bühne als Installation und Identität als bewusst gestaltete Oberfläche.

Kraftwerk verwandelten die Maschine nicht in den Feind des Menschen. Sie machten sie zum Spiegel. In ihren besten Momenten erzählt diese Musik davon, wie wir uns selbst zwischen Kabeln, Bildschirmen, Straßen, Städten und Signalen neu erfinden.

Und so bleibt Kraftwerk eine Band, die man nicht nur hört. Man betritt sie. Wie einen Raum aus Licht, Rhythmus und Strom.

Schlussakkord

Kraftwerk sind ein Denkmal der elektronischen Musik, aber kein Denkmal aus Stein. Eher eines aus Spannung, Frequenz und Bewegung. Ihre Kunst hat gezeigt, dass Minimalismus monumental sein kann, dass deutsche Sprache popfähig klingt und dass die Zukunft manchmal nicht mit einem Knall kommt, sondern mit einem präzisen Beat.

Die Maschine läuft weiter.

Und irgendwo zwischen Mensch und Signal beginnt noch immer die Musik.

Weather Report

15. August 2026



Es gibt Bands, die Songs schreiben. Und es gibt Bands, die Räume öffnen. Weather Report gehörte zu Letzteren: eine Formation, die Jazz nicht als Stil verstand, sondern als Atmosphäre, als Bewegung, als fortwährende Veränderung. Gegründet wurde die Band 1970, aktiv war sie bis 1986, und zu ihren prägenden Köpfen zählten Joe Zawinul, Wayne Shorter und Miroslav Vitouš.

Schon der Name war ein Versprechen. Weather Report klingt nicht wie eine Band, die einem sagt, was man fühlen soll. Es klingt wie eine Band, die beobachtet, wie sich etwas in der Luft verändert. Druck, Temperatur, Licht, Unruhe. Ihre Musik war nie bloß Fusion im bequemen Sinn, nie nur eine

Mischung aus Jazz, Funk, Rock und elektronischen Farben. Sie war eher ein eigenes Klima.

Joe Zawinul brachte die Keyboards zum Sprechen, Flimmern, Grollen und Leuchten. Wayne Shorter ließ das Saxofon nicht einfach solieren, sondern wie eine Stimme aus einer anderen Welt erscheinen. Später wurde Jaco Pastorius mit seinem unverwechselbaren Bassspiel zu einer der mythischen Figuren der Bandgeschichte. Neben ihm prägten auch Musiker wie Alphonso Johnson, Victor Bailey, Peter Erskine, Omar Hakim, Airto Moreira und Alex Acuña verschiedene Phasen der Gruppe.

Was Weather Report so besonders machte, war ihre Weigerung, Musik in Vordergrund und Hintergrund aufzuteilen. In vielen klassischen Jazzformen gibt es Solist und Begleitung, Thema und Improvisation, Bühne und Fundament. Weather Report verwischte diese Linien. Jedes Instrument konnte Wetter sein: Bass als Sturmfront, Schlagzeug als Regen auf heißem Asphalt, Saxofon als Windstoß, Synthesizer als elektrisches Leuchten am Horizont. Ihre Musik war zugleich intellektuell und körperlich. Man konnte sie analysieren, aber man musste sie nicht analysieren, um von ihr getroffen zu werden. In Stücken wie „Birdland“ wurde die Band plötzlich fast populär, ohne ihre Eigenart zu verlieren. Das Album Heavy Weather von 1977 gilt als ihr kommerziell erfolgreichstes Werk. Doch der Zauber von Weather Report liegt nicht nur in den bekannten Momenten. Er liegt auch in den Übergängen, in den offenen Formen, in den kleinen rhythmischen Verschiebungen, in der Art, wie ein Groove erst vertraut wirkt und dann plötzlich eine Tür in etwas Unbekanntes öffnet.

Vielleicht war Weather Report deshalb so groß, weil die Band nie nostalgisch klang. Selbst heute wirkt ihre Musik nicht wie ein Dokument aus den 1970er oder 1980er Jahren, sondern wie ein Signal aus einer Parallelgegenwart. Die elektronischen Klänge sind nicht bloße Effekte. Sie sind Landschaften. Die Rhythmen sind nicht bloß Antrieb. Sie sind Geografie. Und die Improvisationen sind keine Ausbrüche aus der Komposition, sondern ihr inneres Wetter.

Weather Report war eine Band der Gegensätze. Virtuos, aber nie bloß sportlich. Komplex, aber nicht verknüpft. Global informiert, aber nicht beliebig. Funky, aber geheimnisvoll. Präzise, aber frei. In einer Zeit, in der Jazz sich neu erfinden musste, zeigte diese Band, dass Erneuerung nicht bedeutet, die Vergangenheit abzuschneiden. Sie bedeutet, sie unter Strom zu setzen.

Eine Hommage an Weather Report ist deshalb auch eine Hommage an das Risiko. An Musiker, die sich nicht damit zufriedengaben, schön zu spielen. An Komponisten, die Klang als Architektur verstanden. An eine Band, die den Mut hatte, sich immer wieder zu verändern und dabei erkennbar sie selbst zu bleiben.

Wenn man Weather Report hört, hört man nicht nur eine Gruppe hervorragender Musiker. Man hört eine Idee: dass Musik nicht stillstehen muss. Dass ein

Ensemble wie ein Organismus atmen kann. Dass Jazz kein Museum ist, sondern Wetterlage.

Und manchmal, wenn Zawinuls Akkorde aufziehen, Shorters Saxofon durch den Nebel schneidet und der Bass unter allem pulsiert, hat man das Gefühl: Diese Musik wurde nicht aufgenommen. Sie ist aufgezo-

gen. Wie ein Gewitter.

Wie ein Morgen.

Wie ein Bericht aus einer Welt, in der Klang das Wetter macht.

Barclay James Harvest

15. August 2026



Es gibt Bands, die drängen sich nicht auf. Sie müssen keine Stadien mit Pyrotechnik erschüttern, keine Pose zur Weltanschauung erheben und keine Rock'n'Roll-Mythen mit der Brechstange schreiben. Barclay James Harvest gehörten zu einer anderen Sorte: zu den Bands, die langsam wachsen, sich ins Gedächtnis einschleichen und dort bleiben wie ein vertrautes Licht am Abend.

Ihre Geschichte beginnt in der Gegend um Oldham im Nordwesten Englands. John Lees und Stuart „Woolly“ Wolstenholme begegneten sich an der Oldham Art School, während Les Holroyd und Mel Pritchard in einer anderen lokalen Gruppe spielten. Aus diesen musikalischen Wegen entstand 1966 zunächst The Blues Keepers, später das stabile Quartett Holroyd, Pritchard, Lees und Wolstenholme, aus dem Barclay James Harvest hervorgingen.

Schon der Name klang wie ein Versprechen: Barclay James Harvest. Kein kurzer, kantiger Bandname, sondern etwas Rätselhaftes, fast Literarisches. Einer Band, die Rockmusik mit orchestraler Weite, Melancholie und großen Melodien verbinden sollte, stand dieser Name erstaunlich gut.

Der Klang zwischen Rockband und Orchester

Barclay James Harvest waren nie einfach nur eine weitere Gitarrenband. Von Beginn an suchten sie nach Formen jenseits der klassischen Besetzung aus Gitarre, Bass und Schlagzeug. Sie experimentierten mit Holzbläsern, Streichern und Blechbläsern und nutzten später das Mellotron, um orchestrale Klangfarben in ihre Musik zu holen. Ihr erstes Album nahmen sie mit einem eigenen Orchester auf, geleitet von Robert Godfrey.

Das war mutig, vielleicht auch ein wenig Größenwahnsinnig, aber gerade darin lag die Schönheit. BJH wollten nicht nur Songs schreiben. Sie wollten Räume öffnen. Ihre Musik hatte etwas Landschaftliches: weite Horizonte, lange Schatten, sanfte Übergänge, plötzlich aufbrechende Dramatik. Während andere Progressive-Rock-Bands ihre Virtuosität oft wie ein Labyrinth bauten, wirkten Barclay James Harvest zugänglicher, menschlicher, manchmal beinahe zerbrechlich.

Sie waren progressiv, ohne kalt zu sein. Melodisch, ohne banal zu werden. Pathetisch, aber selten hohl.

Eine Band für Menschen, die zuhören

Vielleicht erklärt genau das ihre besondere Beziehung zu ihrem Publikum. Barclay James Harvest waren keine Band für den schnellen Effekt. Man musste ihnen Zeit geben. Ihre Songs entfalteten sich nicht wie Schlagzeilen, sondern wie Briefe, die man mehrmals liest. Darin lag eine gewisse altmodische Würde.

Die Band durchlebte in den frühen Jahren auch wirtschaftliche und künstlerische Spannungen. Nach der Zeit bei EMI und dem Harvest-Label wechselten sie zu Polydor, was laut Bandbiografie zu größerem kommerziellem Erfolg führte. Das Live-Doppelalbum Barclay James Harvest Live wurde ihr erstes Chartalbum.

Doch Zahlen allein erklären nicht, warum diese Band so viele Menschen berührte. Es war eher diese Mischung aus Ernsthaftigkeit und Wärme. Barclay James Harvest klangen nie zynisch. Selbst wenn ihre Musik düster war, blieb sie offen für Trost. Selbst wenn sie groß wurde, blieb sie nahbar.

Deutschland, Berlin und ein Moment der Zeitgeschichte

Besonders in Deutschland fanden Barclay James Harvest ein treues Publikum. In den späten Siebzigern und frühen Achtzigern wurden sie hierzulande zu einer Band, die nicht nur gehört, sondern regelrecht angenommen wurde. Ein symbolischer Höhepunkt war ihr Konzert am 30. August 1980 vor dem Reichstag in West-Berlin. Verschiedene Quellen beschreiben dieses Konzert als großes Freikonzert, bei dem Schätzungen der Zuschauerzahl von 175.000 bis zu 250.000 Menschen reichen.

Dass Barclay James Harvest ausgerechnet dort spielten, während die Berliner Mauer noch stand, verlieh diesem Abend eine historische Schwere. Musik, die über Grenzen hinweg gehört werden wollte, traf auf eine Stadt, die durch eine Grenze geteilt war. Man muss daraus keine überhöhte Legende machen, um die Kraft dieses Bildes zu spüren: eine Bühne vor dem Reichstag, ein riesiges Publikum, und Songs, die in den Abend hinaustrugen, was Politik oft nicht sagen kann.

Warum diese Band bleibt

Barclay James Harvest waren nie die lautesten Helden des Progressive Rock. Vielleicht wurden sie gerade deshalb manchmal unterschätzt. Doch wer ihre Musik liebt, weiß: Größe zeigt sich nicht nur im Spektakel. Sie zeigt sich auch in einer Melodie, die nach Jahrzehnten noch funktioniert. In einem

Refrain, der nicht schreit, sondern trägt. In einem Klang, der zugleich verletzlich und majestätisch ist.

Nach 1998 existierten zwei Nachfolgeformationen unter Varianten des Namens Barclay James Harvest: John Lees' Barclay James Harvest und Barclay James Harvest Featuring Les Holroyd. Die offizielle BJH-Seite verweist zudem auf die verstorbenen Gründungsmitglieder Mel Pritchard und Woolly Wolstenholme und widmet sich ihrem Andenken.

Das erinnert daran, dass Bandgeschichten nie stillstehen. Sie verändern sich, trennen sich, verlieren Menschen, gewinnen neue Kapitel. Aber die Musik bleibt ein gemeinsamer Ort. Für manche ist Barclay James Harvest die Erinnerung an ein erstes Konzert. Für andere der Soundtrack einer Jugend. Für wieder andere eine späte Entdeckung, bei der man sich fragt, warum man diese Band nicht früher gehört hat.

Ein stilles Danke

Diese Hommage ist deshalb kein Nachruf, sondern ein Dank. Danke für die Melodien, die nicht altern wollen. Danke für den Mut, Rockmusik groß und trotzdem empfindsam zu denken. Danke für die Momente, in denen ein Mellotron wie ein ferner Himmel klang und eine Gitarre mehr sagte als viele Worte.

Barclay James Harvest haben bewiesen, dass Progressive Rock nicht nur kompliziert, sondern auch zutiefst menschlich sein kann. Ihre Musik ist kein Denkmal aus Stein. Sie ist eher ein Fenster: Man öffnet es, und plötzlich ist da wieder diese Weite.

Und vielleicht ist das das Schönste, was man über eine Band sagen kann: Sie klingt nicht nur nach ihrer Zeit. Sie klingt nach Erinnerung, Hoffnung und einem Ort, an den man immer wieder zurückkehren möchte.

Queen

15. August 2026



Manche Bands schreibt man in Playlists. Queen schreibt man in Erinnerungen. Seit ihrer Gründung 1970 in London steht Queen für eine Art von Musik, die sich nie mit einer einzigen Schublade zufriedengab. Freddie Mercury, Brian May und Roger Taylor formten den Kern der Band, John Deacon kam 1971 als Bassist hinzu. 1973 erschien das Debütalbum Queen, 1975 folgte mit A Night

at the Opera ein Meilenstein, der die Band endgültig in eine eigene Liga hob.

Queen waren nie einfach nur Rock. Sie waren Drama, Glanz, Übermut, Präzision und Gefühl. Ihre Musik konnte donnern wie ein Stadionchor, schweben wie ein Theatermoment und im nächsten Augenblick mit einem Gitarrenriff die Luft zerschneiden. Was andere Bands als Stilbruch vermieden hätten, machten Queen zu ihrem Markenzeichen: Rock, Pop, Oper, Funk, Hardrock, Ballade und große Bühne verschmolzen zu einem Sound, der bis heute unverwechselbar ist.

Im Zentrum stand Freddie Mercury, einer der charismatischsten Frontmänner der Musikgeschichte. Seine Stimme war nicht nur ein Instrument, sondern eine Erscheinung. Er sang nicht bloß, er inszenierte, verwandelte und elektrisierte. Doch Queen war mehr als Freddie allein. Brian Mays Gitarrensound, geprägt von seiner berühmten Red Special, hatte eine singende, fast orchestrale Qualität. Roger Taylor brachte Kraft, Tempo und markante Höhen in den Gesang. John Deacon verlieh vielen Songs mit seinen Basslinien eine Eleganz, die oft unterschätzt wird.

Besonders faszinierend ist, dass bei Queen alle vier Mitglieder bedeutend zum Songwriting beitrugen. Die Band war kein Ein-Mann-Genie mit Begleitung, sondern ein kreatives Kraftfeld aus vier sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten. Genau daraus entstand diese seltene Spannung: technische Raffinesse, Pop-Instinkt, theatralische Größe und menschliche Direktheit. Mit Bohemian Rhapsody gelang Queen ein Werk, das sich gängigen Pop-Regeln entzog und dennoch ein enormer Erfolg wurde. Der Song blieb laut der offiziellen Queen-Biografie neun Wochen auf Platz eins der britischen Charts, und das dazugehörige Video wird dort als erstes echtes Promotion-Video bezeichnet. Später wurden auch Stücke wie We Will Rock You und We Are the Champions zu Hymnen, die weit über klassische Rockkonzerte hinaus in Stadien, Feiern und kollektiven Momenten weiterleben.

Doch die wahre Größe von Queen liegt nicht nur in Verkaufszahlen, Chartplatzierungen oder Legendenstatus. Sie liegt in der emotionalen Vielseitigkeit. Queen konnten triumphieren, trauern, provozieren, feiern und verletzlich sein. Ihre Musik verstand das große Pathos, aber auch die stille Melancholie. Sie wusste, wie man Massen bewegt, ohne das Individuum zu verlieren.

Der Auftritt bei Live Aid 1985 gilt in vielen Rückblicken als einer der großen Momente der Rockgeschichte. Dort zeigte sich, was Queen im Kern ausmachte: eine Band, die eine gewaltige Menschenmenge nicht nur unterhielt, sondern mit ihr atmete. Für wenige Minuten schien es, als sei jede Distanz zwischen Bühne und Publikum aufgehoben.

Freddie Mercurys Tod 1991 machte aus Queen endgültig eine Legende, aber keine abgeschlossene Erinnerung. Die Musik blieb lebendig. Nicht als Nostalgie allein, sondern als Beweis dafür, dass große Kunst Generationen überspringen kann. Dass ein Song, der vor Jahrzehnten entstand, heute noch

Jugendliche erreicht, Familien verbindet und Menschen auf der ganzen Welt zum Mitsingen bringt, ist vielleicht das schönste Denkmal.

Queen haben gezeigt, dass Rockmusik keine Grenzen braucht. Dass Exzentrik und Präzision zusammengehören können. Dass Bombast nicht leer sein muss, wenn darunter Herz schlägt. Und dass eine Band dann unsterblich wird, wenn ihre Musik nicht nur gehört, sondern gefühlt wird.

Am Ende ist Queen keine Band, die man einfach „kennt“. Queen ist eine Band, zu der fast jeder irgendeinen Moment hat: eine Autofahrt, ein Konzertmitschnitt, eine Party, ein Stadion, ein Film, ein erster Lieblingssong. Ihre Musik ist längst Teil des kulturellen Gedächtnisses geworden.

Queen waren Könige ohne Krone, Opernsänger im Rockgewand, Rebellen mit Sinn für Melodie. Und vielleicht besteht ihre größte Magie darin, dass sie uns bis heute daran erinnern: Musik darf groß sein. Laut. Wunderschön.

Übertrieben. Menschlich.

Kurz gesagt: Queen haben nicht nur Songs geschrieben. Sie haben Räume geschaffen, in denen Millionen Menschen sich größer fühlen konnten, als sie eben noch waren.

Prefab Sprout

15. August 2026



Es gibt Bands, die klingen wie eine Epoche. Und es gibt Prefab Sprout, die eher klingen wie ein geheimer Raum innerhalb dieser Epoche: hell erleuchtet, ein wenig melancholisch, voller Bücher, Zweifel, Sehnsucht und Melodien, die so elegant gebaut sind, dass man erst beim dritten Hören merkt, wie tief sie treffen.

Prefab Sprout stammen aus Witton Gilbert im County Durham und wurden 1978 gegründet. Im Zentrum stand Paddy McAloon, gemeinsam mit seinem Bruder Martin McAloon; Wendy Smith kam 1982 hinzu und wurde mit ihrer Stimme zu einem prägenden Teil des Bandklangs. Schon diese Herkunft passt auf merkwürdige Weise zur Musik: nicht London, nicht die große Pose, nicht das Rampenlicht als erstes Ziel. Sondern ein Rand, ein Dorf, ein Abstand. Und aus diesem Abstand heraus entstand Pop, der nie nur Pop sein wollte. Was Prefab Sprout so besonders macht, ist nicht allein die Raffinesse der

Akkorde oder die geschliffene Produktion. Es ist dieses seltene Gefühl, dass jeder Song eine kleine Novelle sein könnte. Paddy McAloon wird von AllMusic als kreativer Kopf der Band beschrieben, deren Sound in stilvollem Jazz-Pop wurzelt und von seinem witzigen, erfinderischen Songwriting geprägt ist. Genau darin liegt der Zauber: Seine Lieder wirken oft freundlich und zugänglich, aber unter der Oberfläche lauern Ironie, Schmerz, philosophische Fragen und eine fast literarische Lust am Detail. Mit Swoon erschien 1984 das Debütalbum, gefolgt von Werken wie Steve McQueen 1985 und Jordan: The Comeback 1990. Diese Platten stehen nicht einfach nebeneinander wie Stationen einer Karriere. Sie wirken eher wie Kapitel eines großen, unvollendeten Romans über Liebe, Ruhm, Scheitern, Amerika, Religion, Popmythen und die unerklärliche Würde des Vergeblichen. Prefab Sprout hatten Hits, darunter The King of Rock 'n' Roll, das Platz sieben der britischen Singlecharts erreichte, und Songs wie When Love Breaks Down und Cars and Girls gehören zu ihren bekanntesten Stücken. Aber die eigentliche Größe dieser Band lässt sich schwer in Chartpositionen messen. Sie liegt in Momenten: in einer Basslinie, die lässiger ist, als sie sein dürfte; in Wendy Smiths Stimme, die wie ein Lichtstrahl durch Paddy McAloons komplizierte Gedanken fällt; in Refrains, die nicht schreien müssen, um zu bleiben.

Vielleicht waren Prefab Sprout immer ein wenig zu fein für die einfache Pop-Erzählung. Sie passten in die Achtziger und widersprachen ihnen zugleich. Wo andere Bands glänzende Oberflächen bauten, bauten sie Spiegel. Wo andere den großen Gestus suchten, fanden sie die verblüffende Pointe. Selbst ihre Romantik hatte Verstand, und selbst ihr Verstand klang romantisch.

Das macht ihre Musik bis heute so lebendig. Sie altert nicht wie ein Sound, der an eine Mode gebunden ist. Sie altert eher wie ein kluger Satz, den man mit zwanzig schön findet, mit vierzig besser versteht und mit sechzig vielleicht noch einmal ganz anders hört. Prefab Sprout sind keine Nostalgieband. Sie sind eine Einladung, Popmusik ernst zu nehmen, ohne ihr die Leichtigkeit zu nehmen.

Und Paddy McAloon? Er ist einer dieser Songwriter, bei denen man das Gefühl hat, sie hätten gleich mehrere unsichtbare Alben im Kopf. Die offizielle Geschichte mag von Veröffentlichungen, Besetzungen und Pausen erzählen. Doch die größere Geschichte ist die eines Künstlers, der Pop als Denkform behandelt hat: als Ort, an dem ein perfekter Refrain und eine unbequeme Wahrheit nebeneinander existieren dürfen.

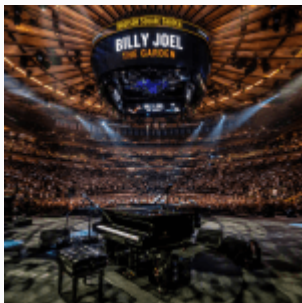
Darum bleibt Prefab Sprout eine Band für Eingeweihte, auch wenn viele ihre Songs kennen. Eine Band für Menschen, die Melodien lieben, aber nicht wollen, dass Melodien alles vereinfachen. Eine Band für Regentage, Autofahrten, letzte Züge, Küchenradios, nächtliche Kopfhörer und all jene Augenblicke, in denen man merkt, dass elegante Musik nicht kühl sein muss. Prefab Sprout haben bewiesen, dass Pop intelligent sein kann, ohne

akademisch zu wirken. Dass Schönheit nicht banal sein muss. Dass Melancholie tanzen kann. Und dass ein Song manchmal mehr über das Leben sagt, wenn er nicht alles erklärt.

Eine Hommage an Prefab Sprout ist deshalb auch eine Hommage an eine seltene Art des Zuhörens: aufmerksam, offen, geduldig. Denn diese Band belohnt nicht den schnellen Konsum. Sie belohnt Wiederkehr. Man kommt zu ihr zurück, wie man zu bestimmten Städten, Büchern oder Erinnerungen zurückkommt. Und jedes Mal steht irgendwo eine Tür offen, die man vorher übersehen hat.

Billy Joel

15. August 2026



Es gibt Musiker, die Lieder schreiben. Und es gibt Musiker, die Räume öffnen. Billy Joel gehört zu jenen seltenen Künstlern, deren Musik sich anfühlt wie eine Tür zu Erinnerungen, die man vielleicht selbst erlebt hat, vielleicht aber auch nur aus seinen Geschichten kennt.

Geboren als William Martin Joel am 9. Mai 1949 in der Bronx, wurde er zu einem der prägenden Sänger, Pianisten und Songwriter der amerikanischen Pop- und Rockmusik. Sein Beiname „Piano Man“ ist längst mehr als eine Anspielung auf einen seiner bekanntesten Songs. Er ist ein Bild geworden: ein Mann am Klavier, irgendwo zwischen Barlicht, Großstadtmelancholie und der leisen Hoffnung, dass Musik uns besser versteht als Worte allein.

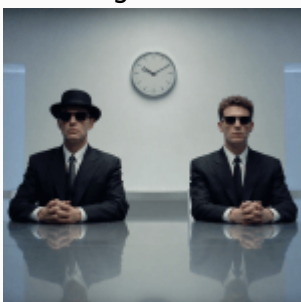
Was Billy Joel so besonders macht, ist nicht nur die Zahl seiner Erfolge. Seine offizielle Biografie nennt mehr als 150 Millionen verkaufte Tonträger, 33 Top-40-Hits und 23 Grammy-Nominierungen seit seinem ersten Solo-Plattenvertrag im Jahr 1972. Die Grammy-Seite führt ihn mit 5 Grammy-Auszeichnungen und 23 Nominierungen. Doch Zahlen erklären nur, wie groß seine Karriere ist. Sie erklären nicht, warum seine Musik bleibt.

Vielleicht liegt es daran, dass Billy Joel nie nur glänzen wollte. In seinen besten Momenten wirkt er wie ein Chronist des Alltags: Er singt von Sehnsucht, Druck, Liebe, Arbeit, Aufbruch, Stolz und Scheitern. Seine Figuren sind keine unnahbaren Helden. Sie sind Menschen an Straßenecken, in Restaurants, in Vororten, in Zügen, in Nächten, in denen man zu viel denkt und zu wenig schläft.

Dabei ist seine Musik erstaunlich beweglich. Sie kann rocken, schwelgen, erzählen, trösten und aufbegehren. Joel ist Pianist genug, um Melodien mit Eleganz zu formen, und Songwriter genug, um sie nicht in Schönheit erstarren zu lassen. Bei ihm bekommt Pop eine erzählerische Tiefe, Rock eine menschliche Wärme und Balladen eine Direktheit, die nie billig wirkt. Seine Anerkennung reicht weit über Hitlisten hinaus. Billy Joel wurde 1992 in die Songwriters Hall of Fame aufgenommen, 1999 in die Rock & Roll Hall of Fame, erhielt 2013 die Kennedy Center Honors und 2014 den Library of Congress Gershwin Prize for Popular Song. Diese Ehrungen sagen viel über seinen Rang aus. Noch mehr sagt aber, dass seine Songs generationenübergreifend funktionieren. Eltern spielen sie ihren Kindern vor. Menschen entdecken sie wieder, wenn sie älter werden. Manche Stücke begleiten Autofahrten, Abschiede, Feiern und stille Sonntage. Billy Joel ist kein Künstler, den man nur hört. Man kehrt zu ihm zurück. Vielleicht ist genau das seine größte Leistung: Er hat Musik geschrieben, die nicht im Museum steht, sondern im Leben weiterläuft. Seine Lieder tragen die Spuren ihrer Zeit, aber sie altern nicht einfach mit ihr. Sie bleiben anschlussfähig, weil sie von Dingen handeln, die sich verändern und doch gleich bleiben: der Wunsch, gesehen zu werden, die Angst vor dem Verpassen, die Sehnsucht nach Heimat, die Kraft eines Moments, in dem ein Klavierakkord plötzlich alles sagt. Eine Hommage an Billy Joel ist deshalb auch eine Hommage an das erzählende Lied. An Musik, die nicht nur Kulisse ist, sondern Gespräch. An einen Künstler, der bewiesen hat, dass große Popmusik nicht oberflächlich sein muss, dass Eingängigkeit und Charakter zusammengehören können, und dass ein Mann am Klavier manchmal eine ganze Stadt, eine ganze Generation oder ein ganzes Leben in wenigen Minuten sichtbar machen kann. Billy Joel hat viele Titel bekommen: Star, Songwriter, Entertainer, Legende. Aber vielleicht reicht am Ende ein einfacherer Name. Er ist der Piano Man. Und irgendwo spielt er weiter ...

Pet Shop Boys

15. August 2026



Es gibt Bands, die einen Sound prägen. Und es gibt Bands, die eine Haltung erfinden. Die Pet Shop Boys gehören eindeutig zur zweiten Kategorie. Seit Neil Tennant und Chris Lowe Anfang der 1980er-Jahre in London zusammenfanden, haben sie Popmusik nicht nur geschrieben, sondern regelrecht kuratiert: mit kühler Eleganz, synthetischem Glanz und einer emotionalen Tiefe, die sich oft erst beim zweiten Hören vollständig entfaltet. Das Duo wurde 1981 in London gegründet und besteht aus Sänger Neil Tennant und Keyboarder Chris Lowe.

Was die Pet Shop Boys so besonders macht, ist ihr scheinbarer Widerspruch. Ihre Musik ist tanzbar, aber selten leichtfertig. Sie klingt glamourös, aber nie naiv. Sie ist ironisch, aber nicht gefühllos. Unter den präzise programmierten Beats, den Synthesizerflächen und den makellos arrangierten Refrains liegt oft eine Welt aus Sehnsucht, Beobachtung, Einsamkeit und Großstadtpoesie.

Schon früh verbanden sie laut Britannica „ironisch, kühl vorgetragene Texte“ mit eingängiger, synthesizerbasierter Tanzmusik, getragen von emotionaler Spannung. Genau darin liegt ihr Geheimnis: Die Pet Shop Boys machen Musik für Menschen, die tanzen wollen, aber dabei weiterdenken. Für Menschen, die die Nacht lieben, aber den Morgen kennen.

Popmusik mit Maßanzug und Herzschlag

Bei vielen Popacts steht die Pose im Vordergrund. Bei den Pet Shop Boys ist die Pose selbst Kunst. Neil Tennants Stimme wirkt oft distanziert, fast dokumentarisch, als würde er Szenen aus einem Film beschreiben, in dem er zugleich Hauptfigur und Beobachter ist. Chris Lowe wiederum ist der Meister der Reduktion: Sonnenbrille, Synthesizer, minimale Gesten, maximale Wirkung.

Aus dieser Spannung entsteht ein unverwechselbarer Stil. Ihre Songs wirken wie beleuchtete Straßen nach Mitternacht: schön, künstlich, ein wenig einsam und doch voller Leben. Man hört Clubs, U-Bahnhöfe, Hotelbars, verpasste Chancen, politische Untertöne und intime Geständnisse. Pop wird bei ihnen nicht zur Flucht vor der Realität, sondern zu einer besonders eleganten Art, sie auszuhalten.

Hits, die größer sind als Nostalgie

Die Pet Shop Boys hatten internationale Erfolge ab den 1980er-Jahren; Britannica nennt unter anderem „West End Girls“, „Opportunities“, „It’s a Sin“, „Rent“, „Heart“ und „What Have I Done to Deserve This?“ als wichtige Songs ihrer frühen Karriere. Doch ihre Bedeutung reduziert sich nicht auf Chartmomente. Ihre besten Stücke funktionieren bis heute, weil sie nicht nur den Klang ihrer Zeit eingefangen haben, sondern auch das Gefühl, in ihr zu leben.

Man kann ihre Musik nostalgisch hören, natürlich. Aber sie ist mehr als Erinnerung. Sie ist erstaunlich gegenwärtig. In einer Welt, die ständig zwischen Oberfläche und Ernsthaftigkeit pendelt, wirken die Pet Shop Boys fast prophetisch: Sie verstanden früh, dass Pop gleichzeitig künstlich und

wahrhaftig sein kann.

Die Kunst des Understatements

Viele Künstler wollen überwältigen. Die Pet Shop Boys faszinieren oft durch Kontrolle. Ihre Dramatik ist selten laut, aber immer spürbar. Selbst wenn Streicher, Chöre oder große Dance-Beats auftauchen, bleibt da diese typisch britische Zurückhaltung: ein hochgezogener Kragen, ein trockener Blick, ein Satz, der mehr meint, als er sagt.

Gerade diese Disziplin macht ihre Musik so emotional. Nicht obwohl sie kühl klingt, sondern weil sie kühl klingt. Gefühle werden nicht ausgestellt, sondern eingeschlossen. Und weil sie eingeschlossen sind, hallen sie länger nach.

Queerness, Stadtleben und Pop als Bühne

Die Pet Shop Boys haben auch deshalb eine so besondere Stellung in der Popgeschichte, weil sie queere Perspektiven, urbane Einsamkeit und Clubkultur mit Mainstream-Pop verbunden haben, ohne ihre Eigenart zu glätten. Britannica beschreibt, dass das Duo von der Musik schwuler Nachtclubs beeinflusst wurde und Klänge aus Disco, Hi-NRG, House und Techno aufnahm.

Dabei ging es nie nur um Stilzitate. Bei ihnen wird die Tanzfläche zu einem Ort der Selbstbehauptung. Ein Raum, in dem Masken getragen werden dürfen, weil sie manchmal mehr Wahrheit verraten als ein ungeschütztes Gesicht. Ihre Musik weiß, dass Pop glamourös sein kann und zugleich verletzlich. Dass ein Beat trösten kann. Dass eine synthetische Fläche manchmal menschlicher klingt als eine Akustikgitarre.

Warum sie bleiben

Dass die Pet Shop Boys bis heute relevant sind, liegt nicht nur an ihrem Katalog, sondern an ihrer Konsequenz. Die offizielle Bandseite dokumentiert weiterhin aktuelle Aktivitäten, Veröffentlichungen und Tourdaten, darunter „Dreamworld: The Greatest Hits Live“. Sie sind keine reine Nostalgie-Marke geworden, sondern eine fortlaufende Idee: Pop als intelligentes, stilvolles, emotionales und zugleich kunstvolles Projekt.

Vielleicht ist genau das ihre größte Leistung. Sie haben bewiesen, dass Popmusik nicht dümmen werden muss, um massentauglich zu sein. Dass Tanzmusik nicht oberflächlich sein muss. Dass Melancholie nicht langsam klingen muss. Und dass Eleganz kein Mangel an Gefühl ist, sondern manchmal seine schönste Form.

Eine Verbeugung im Neonlicht

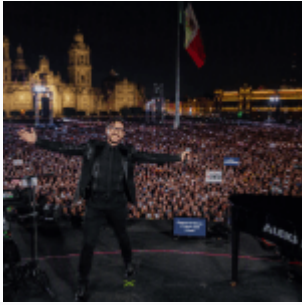
Eine Hommage an die Pet Shop Boys ist letztlich auch eine Hommage an die Menschen, die ihre Gefühle nicht immer laut aussprechen können. An alle, die lieber eine Nacht lang tanzen, als eine Wahrheit direkt zu sagen. An alle, die wissen, dass Großstädte zugleich anonym und intim sein können. An alle, die Pop nicht als Wegwerfware hören, sondern als Architektur aus Klang, Haltung und Erinnerung.

Neil Tennant und Chris Lowe haben eine Welt gebaut, in der Kühle wärmt,

Ironie schützt und Melancholie tanzt. Und wenn das Licht im Club angeht, bleibt ihre Musik noch eine Weile in der Luft hängen: präzise, traurig, glänzend, unvergesslich.

Aleks Syntek

15. August 2026



Es gibt Künstler, die schreibt man nicht nur in Playlists ein. Man schreibt sie in Lebensphasen ein. Aleks Syntek gehört zu jenen Stimmen, die nicht einfach Songs liefern, sondern Erinnerungen aufschließen: erste Verliebtheit, lange Autofahrten, nächtliche Gedanken, ein Lächeln inmitten eines komplizierten Tages.

Geboren als Raúl Alejandro Escajadillo Peña in Mérida, Yucatán, wurde Aleks Syntek zu einem der prägenden Namen des mexikanischen Pop, als Sänger, Komponist und Produzent. Seine Karriere begann mit der Gruppe Aleks Syntek y la Gente Normal, mit der er Alben wie Hey tú, Más fuerte de lo que pensaba, Bienvenido a la vida und Lugar secreto veröffentlichte. Schon diese Phase zeigte, was später zu seinem Markenzeichen werden sollte: ein Gespür für Melodien, die sofort zugänglich sind, aber lange nachhallen. Synteks Musik besitzt eine seltene Eigenschaft. Sie klingt zugleich vertraut und eigenständig. In seinen besten Momenten verbindet er Pop, Romantik, elektronische Farben und orchestrale Größe zu einem Sound, der nicht auf Effekt aus ist, sondern auf Gefühl. Er hat nie nur den schnellen Refrain gesucht. Er suchte den Moment, in dem ein Lied plötzlich größer wird als seine eigene Form.

Ein besonders eindrucksvolles Kapitel seiner Laufbahn ist seine Verbindung zum Kino. Für den Film Sexo, pudor y lágrimas komponierte und interpretierte er das Hauptthema, wofür er laut seiner offiziellen Biografie den Ariel-Preis der mexikanischen Filmakademie erhielt. Damit bewies Syntek, dass seine Musik auch dort wirkt, wo Bilder, Geschichten und Emotionen ineinandergreifen. Ein guter Filmsong begleitet nicht nur eine Szene. Er bleibt im Publikum zurück.

Auch international wurde sein Name stärker sichtbar. Das Album Mundo Lite brachte unter anderem das Duett "Duele el amor" mit Ana Torroja hervor, das in seiner offiziellen Biografie als einer seiner großen Erfolge beschrieben

wird. Dieses Lied steht beispielhaft für Synteks Fähigkeit, Melancholie und Eleganz so zu verbinden, dass Schmerz nicht schwerfällig wirkt, sondern menschlich.

Doch eine Hommage an Aleks Syntek wäre unvollständig, würde man nur über Hits sprechen. Sein Werk ist auch deshalb bemerkenswert, weil es sich durch verschiedene Räume bewegt: Popbühne, Film, Fernsehen, Synchronarbeit und Musical. Laut seiner offiziellen Biografie war er unter anderem bei animierten Produktionen wie Robots, Mi villano favorito, Toy Story III, El americano und Trolls beteiligt, außerdem wirkte er bei der spanischen Adaption von El Rey León mit. Das zeigt einen Künstler, der Musik nicht als starres Format versteht, sondern als Sprache, die überall auftauchen kann. Vielleicht liegt genau darin seine besondere Stärke. Aleks Syntek hat den Pop nie klein gedacht. Für ihn ist Pop nicht bloß Unterhaltung, sondern ein Ort, an dem große Gefühle verständlich werden. Seine Lieder tragen eine Helligkeit in sich, selbst wenn sie von Sehnsucht erzählen. Sie sind eingängig, ohne beliebig zu sein. Romantisch, ohne kitschig zu werden. Modern, ohne ihre Seele zu verlieren.

Und so bleibt Aleks Syntek für viele Hörerinnen und Hörer mehr als ein Name aus dem lateinamerikanischen Musikkanon. Er ist ein Klang von Aufbruch, Erinnerung und Zärtlichkeit. Ein Künstler, der gezeigt hat, dass Popmusik anspruchsvoll sein kann, ohne ihre Nähe zum Publikum zu verlieren.

Wenn Musik ein geheimer Ort ist, an den wir zurückkehren, dann hat Aleks Syntek viele solcher Orte gebaut. Mit Synthesizern, Melodien, Stimme und Gefühl. Und genau deshalb verdient sein Werk nicht nur Applaus, sondern Dankbarkeit.